

Zum Film : Wehrhafte Schweiz

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **23 (1939)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419828>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lich „saftvoll“ ist sprachlich zu „saftvoll“ ausgedrückt). Rudolf von Tavel heißt nicht einfach etwa „meisterhafter Berner Mundartdichter“, sondern „markiger Berner Schriftsteller, dessen Erzählungen meisterhaft in Mundart geformt sind“ (Dieser Satz ist nicht meisterhaft geformt). Ganz unvolkstümlich wird der Volksmann Gotthelf vorgestellt; er „wurde mit seinen gewaltigen Bauernromanen der ‚Homer‘ des Bauerntums“. Ulrich Brägger nennt sich den Armen Mann im (nicht: aus dem) Toggenburg. Gewiß hatte General Suter ein tragisches Schicksal, aber das kann man doch nicht so ausdrücken: „Tragische Gestalt durch Goldfunde auf seinen Ländereien“?

In der Halle „Gelöbnis“ endlich stehen wir vor vier Männergestalten, über denen ein Schutzgeist schwebt; vaterländische Lieder (wieder in der hochdeutschen „Fremdsprache“) heben noch die Stimmung. Die vier Männer sollen wohl nochmals die Viersprachigkeit der Schweiz darstellen. Der Gedanke ist gut und schön; schade nur, daß man die Bedeutung aus der bloßen Vierzahl erraten muß und die vier nicht einzeln erkennen kann, wie das auf dem farbigen Werbeblatt möglich war. In Weiß war das nicht wohl zu machen.

Da und dort hätte also die sprachliche Gestaltung etwas ergiebiger sein können, im allgemeinen aber ist auch sie gut und gerecht, und auch der Freund der Sprache verläßt die Höhenstraße in freudigem Stolz. — Das nächste Mal noch ein paar Einzelheiten aus der übrigen Ausstellung.

Zum Film: Wehrhafte Schweiz.

Gewiß, er ist sehr schön, dieser Film. Einigen Bildern sieht man's ja ein wenig an, daß sie „gestellt“ worden sind, aber als Ganzes und in den meisten Einzelheiten ist er sehr erfreulich. Doch was geht das den Sprachverein an? — Nun, es ist ein Tonfilm; es wird darin gesprochen, und die Sprache zu beobachten, ist unsere Aufgabe. Wie ist die Sprache des Films? Wie ist insbesondere das Verhältnis von Mundart und Schriftsprache? — Es ist durchaus lebenswahr, auch wo das Leben selbst — die Sprache fälscht. Selbstverständlich spricht das Soldaten- und Bürgervolk Mundart, und manchmal erlebt man die Freude, eine recht urchige Mundart zu hören; so von der Appenzellerin und von den St. Galler Oberländern. Reizend ist auch, wie der liebe Karli seine Bubenfragen immer wieder beginnt mit „Du, Vatter“ — ganz unmöglich, sich vorzustellen, dieser urchige Schweizerbub könnte hier sagen: „Du, Papa“, und doch sagt er so zu seinem eigenen (nicht dem Film-) Vater, wie wir zufällig ganz zuverlässig wissen. Das Urchigschweizerische lebt also nur noch im Bilde weiter; um urchig zu wirken, muß man also die Wirklichkeit ein bißchen fälschen. Unmöglich aber auch, daß das wackere Oberländermädchen Barbla auf dem Maiensäß ihren „Papa“ zur Grenzschutzalarmübung rufen könnte, so wenig wie er selbst zum Abschied „Adiö Mama“ sagt; „Bhiet di Gott, Muetter“, sagt er. „Papa“ heißt hier einzig der Vater des in die Ostschweiz verschlagenen jungen Welschen René Perret. Ein teils sehr urchiges, teils aber doch schon etwas schriftsprachlich verwaschenes Schweizerdeutsch spricht der Karli, wenn er beim Anhören eines Rundsprachvortrages seinen Vater fragt: „Vo was för Wirtschafte schnörret de do immer“? Daß so gebildete Leute wie der Fabrikdirektor ein lautlich etwas farbloses und stilistisch etwas feineres Schweizerdeutsch reden, liegt in der Natur der Sache; eigentliche Fehler macht er kaum. Wenn dann aber sein junger Angestellter Moser eine wertvolle Erkenntnis so ausdrückt: „Ich chan em Vatterland au im bürgerliche Lebe wertvoll diene“, so ist das schlechtes Schriftdeutsch ins Schweizerdeutsche über-

setzt, wo es nicht besser geworden ist. Oder wenn ein Soldat seinem Kameraden erklärt, das ewige, langweilige Üben der Gewehrgriffe sei nötig, damit man sie ganz mechanisch ausführen könne im Schlachtgetümmel, „i dem Hegerhessel, wenn d'Nerve zum Ryße gspannt sind“, so spürt man, daß der Ausdruck wie einige andere aus dem Buch stammt, in dem wir ihn unmittelbar vorher haben lesen sehen. Und wenn der Turnlehrer bei der Erwähnung eines Schülers erklärt: „Ich ha mi nach sine Verhältnisse erkundigt“, so klingt das etwas büromäßig für „Ich ha sine Lüüten e chli nachgefröget“. Doch das sind vereinzelte kleine Entgleisungen, die nur wieder einmal zeigen sollen, wie schwer es dem Gebildeten fällt, seine Mundart ganz rein zu erhalten. Daß der Rundsprachredner seine vaterländische Ansprache in so schönem Hochdeutsch halten darf, verdient geradezu unsere dankbare Anerkennung; denn daneben sind die meisten öffentlichen Reden mundartlich. Zwar schließt auch der Glarner Hauptmann den Film in hochdeutscher Rede; nur mutet es etwas bürokratisch an, wenn er erklärt, sie wollen jetzt das Vaterlandslied singen, „vorgängig“ aber wolle er ihnen noch das Leitwort aus Schillers Tell zurufen: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott . . .“. Aber da spricht ein Herr in einer Volksversammlung über hauswirtschaftliche Kriegsvorbereitung: ein gewisser Zustand sei „wesentlich besser; trotzdem ischt es notwendig, daß no witeri Vorkehre troffe werded; denn einige Kilo im Huushalt bedüütet einige Millione Tonne i der Schwyz“, und das könne sich „au en schmale Geldbeutel leiste“. Im ganzen ist sein Schweizerdeutsch nicht gerade schlecht, aber man spürt doch die schriftliche hochdeutsche Fassung heraus. Da es sich dabei um Dinge des Haushalts handelt, kann man gegen den Gebrauch der Mundart grundsätzlich nicht viel einwenden, aber nötig ist es auch nicht, verstanden hätten seine Zuhörer eine schriftdeutsche Rede ebenso gut, und wenn das Schweizerdeutsch ihnen auch etwas gemüthlicher im Ohre klingt, so ist denn doch Gemüthlichkeit in so ungemüthlichen Zeiten und Dingen nicht das erste Erfordernis. Ganz fürchterlich aber, wenn auch leider nur zu „lebenswahr“, klingt der öffentliche Vortrag des Hauptmanns Keller über Landesverteidigung. Das beginnt so: „Mir Schwyzer sind e freis Volk, i nde m jeder einzelne us eignem Wille sis Möglichschte . . . tuet. In diesem Wolle üsseret sich di gesinnungsmäßige Abereinstimmung vo Land und Volk“. Nach seinem „leitende Vortrag“ zeigt er „nunmehr“ in einem Film die neuen Waffen, „die insbesondere d'Infanterie übercho het“. Da sind feindliche Flieger eingeflogen, „um eimal mehr“ (wirklich: „eimal mehr“; unnatürlicher ließ sich das nicht mehr ausdrücken) „üseri Stadt mit Bombe z'belege“. „Artillerie verschiedener Kaliber“ und „solche Minewerfer“ bereiten (mit verschiedenen „indem“) den Sturm vor; je stärker, „deschto liechter gestaltet sich der Infanterie's Anechoo“. Der Gegner sucht den Angriff „durch Nsaz vo Tanks zum Schyttere z'bringe“. Die Infanterie liegt „nsazbereit“ in Deckung. Und „nun erfolgt“ (Gottlob, es „erfolgt“ etwas! Was „erfolgt“?) de Sturm“. In wirklichem Schweizerdeutsch würde es etwa heißen: „Setz chunnt's zum Sturm“. Oder hat vielleicht ein alter Schweizer nach der Schlacht bei Sempach erzählt: „Do isch de Sturm erfolgt“? Dieses Büro- und Zeitungswort war wohl damals zum Glück noch nicht erfunden; es ist auch heute noch nicht schweizerdeutsch. Zum Schluß heißt es dann, es komme „entscheidend druff a“, ob Mannschaft und „Füehrung“ (es wimmelt von „-ungen“, die sich der Stadtberner gestatten darf, aber der Ostschweizer nie) vorbereitet seien. — Wem ist mit solchem Scheinschweizerdeutsch gedient? Dem echten Schweizerdeutsch sicher nicht; denn, wie wir immer wieder sagen: dieses nicht

unmittelbar schweizerdeutsch gedachte und empfundene, sondern aus dem Schriftdeutschen in mundartliche Laute überfetzte Deutsch bildet eine gefährliche Brücke zwischen Mundart und Schriftsprache, und wir sorgen für die Mundart am besten, wenn wir sie von der Schriftsprache sauber trennen. Es ist nicht unmöglich, öffentliche Reden in gutem Schweizerdeutsch zu halten, aber es ist eine Sache der Begabung und des Geschmacks und jedenfalls viel schwerer, als man meint. Das scheinbare Schweizerdeutsch ist eine schleichende Gefahr für das echte. Und nötig ist es nicht. Verstehen werden die Zuhörer einfaches Schriftdeutsch ebenso gut wie dieses geschwollen klingende Schweizerdeutsch, und Gemütlichkeit ist, wie gesagt, nicht immer am Plage. Wer ein schweizerdeutsches Sprachgefühl hat und nicht nur ein schweizerdeutsches Trommelfell, d. h. wem es bei der Mundart nicht nur auf ein paar bezeichnende Laute und einige Kraftwörter ankommt, dem klingt solches „Schweizerdeutsch“ gar nicht gemächlich. Darum prüfe, wer öffentlich schweizerdeutsch reden will, ob er's könne, oder lasse es einfach bleiben.

Diese Gedanken sind unsern Mitgliedern nicht neu, sondern mehr „zum Fenster hinaus“ und zu gewissen Bürofenstern hinein geschrieben. Der Film wurde, wie ausdrücklich angekündigt wird, für das Eidgenössische Militärdepartement gedreht. Wir werden ihm deshalb dieses Blatt in gehöriger Anzahl zustellen mit der Bitte, es an die verantwortlichen Filmleute weiter zu geben, auf daß sie lernen, daß es zweierlei Schweizerdeutsch gibt, nämlich echtes und falsches, und daß man besser tut, echtes zu sprechen oder dann hochdeutsch. Aber auch uns können diese sprachlichen „Unebenheiten“ die Freude am Ganzen nicht rauben.

Noch eine Kleinigkeit, an der die Filmleute unschuldig sind. Daß im Gesichts lärm die Form „zwei“ von „drei“ nicht sicher zu unterscheiden ist und daher besser durch „zwo“ ersetzt wird, muß man zugeben, aber eben nur für solche Fälle, wo es nötig ist. Daß man aber deswegen eine „zweite“ Bewegung auch die „zweite“ nennen müsse, ist nicht einzusehen; denn es könnte sie niemand verwechseln mit der „dritten“. Die Samariterin, die Wiederbelebungsversuche vornimmt, zählt richtig „eins, zwei“, auch der Turnlehrer, der noch viel weiter zählen muß; aber es gibt heute Turnlehrer, die „zwo“ zählen zu müssen glauben, als ob bei ihnen „zwei“ niemals an anderer Stelle vorkommen könnte als gerade nach „eins“.

Wenn man den Wehrfilm in einer im übrigen gewöhnlichen Lichtspiel-Aufführung erlebt, hat man natürlich noch allerlei Vorspeisen zu genießen, darunter auch die erhebende Reihe der Werbebilder mit dem Hauptfilm angepaßter vaterländischer Musikbegleitung. Beim Klang des Berner marsches wird eine Pflegestätte für „Spezialdauerwellen“ empfohlen oder der Besuch der „Corso-Bar“ mit dem Bild einer sehr leicht geschürzten Jungfrau, und während die Schallplatte singt: „Lueged von Bärigen und Tal“, locken das Auge nicht Berg und Tal, sondern eine Schachtel „Frigor“ und das „Restaurant Palace“. Das erste Bild empfiehlt den anwesenden Eidgenossen der fünfssprachigen Schweiz „Ice Cream“; gleichzeitig aber ruft eine lockende Stimme: „Isgrähm dryßg Rappe“. Den Schluß dieser ergreifenden Bilderfolge bilden der Ranz des vaches und „Heil dir, Helvetia“ (deren Söhne ja freilich bei St. Jakob noch keine Ahnung hatten, wie weit es ihre Mutter noch bringen würde).

Briefkasten.

H. Bl., Z. „Fiduz“, das laut Idiotikon in den Kantonen Aargau, Zürich und St. Gallen vorkommt und „Lust, Mut zu etwas“ bedeutet, stammt vom lat. fiducia (Zutrauen) ab und ist deshalb so zu schreiben, obschon jener Nationalrat „Biduz“ geschrieben hat. „Der Vortrag Nationalrat Guts“ ist richtiges Deutsch; denn wenn einem Eigen-

namen ein Titel, eine Verwandtschaftsbezeichnung oder dergl. ohne Geschlechtswort vorangeht, so verschmilzt er mit diesem zur Einheit, und nur der Name wird gebogen: der Tod König Ludwigs, die Rede Bundespräsident Etters, der Tod Onkel Josef (nur „Herr“ wird immer gebogen: das Haus Herrn Müllers). Wenn aber der Titel das Geschlechtswort bei sich hat, so wird er gebogen und der Name bleibt unverändert: der Tod des Königs Ludwig, die Rede des Bundespräsidenten Etter, der Tod des Onkels Josef. Man kann also sagen: „Der Vortrag Nationalrat Guts“ oder „des Nationalrats Gut“. Welche von beiden Formen man wähle, hängt vom Zusammenhang ab. Wenn die amtliche oder verwandtschaftliche Eigenschaft betont werden soll, werden wir sagen: des Königs Ludwig, des Präsidenten Etter, des Onkels Josef, also auch: des Nationalrats Gut“, etwa im Gegensatz zum Nationalrat Raegi. Wo es aber auf diese Bezeichnung nicht ankommt, wählt man besser das andere. Den Vortrag hätte Herr Gut wohl auch halten können, wenn er noch nicht oder nicht mehr Nationalrat gewesen wäre; die Bezeichnung ist hier mehr nur Titel, also „Nationalrat Guts“. Soweit war Ihnen vielleicht die Sache schon klar, und doch haben Sie Anstoß genommen am „Vortrag Nationalrat Guts“. Es ist Ihnen daran trotz der unzweifelhaften grammatikalischen Richtigkeit etwas aufgefallen. Das kommt wohl daher, daß der Name „Gut“ einjilbig ist, die Wesfallendung deshalb lautlich etwas stärker wirkt als nach einer unbetonten Nachsilbe. In „Nationalrat Rots, Nationalrat Brauns, Nationalrat Kleins“ u. a. wirkt der Wesfall etwas härter als in „Nationalrat Raegis, Nationalrat Wunderlis, Präsident Bernhardgrüters“ usw. Wem es zu hart klingt, der mag sich behelfen mit der Umschreibung: der Vortrag von Nationalrat Gut; ein richtiger Wesfall ist aber schöner als die Umschreibung mit „von“.

Allerlei.

Ein Notschrei. Ein Mitglied schreibt uns:

Schon seit Jahren höre ich das Wort Antizyklone am Radio, in den Wetterberichten der „Meteorologischen Zentralanstalt“ Zürich. Ich wollte mir nicht eingestehen, daß ich dessen Bedeutung nicht verstehe. Aber in der letzten Zeit zeigte es sich immer mehr, daß ich mir unter Antizyklone offenbar nicht das Richtige vorstellte. So ging ich schließlich hin, den Duden zu befragen. Dort steht nun:

Zyklone = Tiefdruckgebiet

Antizyklone = Gegenwirbelsturm.

Unter Tiefdruckgebiet versteht man m. W. eine ungünstige Wetterlage; das Gegenteil davon (Anti-Zyklone), glaubt man, bedeute somit schönes Wetter. Wie vereinbart sich dies aber mit dem „Gegenwirbelsturm“ im Duden?

Niemand konnte mir Bescheid geben, auch Sprachgewandte nicht. Es zeigte sich, daß jedermann sich unter Antizyklone etwas Verschiedenes vorstellte.

Wäre es nicht möglich, daß in den Wetterberichten deutsche und allgemein verständliche Ausdrücke verwendet werden? Denn diese Wetterberichte sind nicht bloß für die Sprachakrobaten da, sondern werden von jedermann — von den Bauern nicht am wenigsten! — angehört.

Welcher wetterkundige Leser hilft uns und erklärt, was eine Zykone (zum Unterschied von einem Zyclon) und eine Anti-Zyklone sei. Ob die Herren vom Wetterdienst wirklich glauben, ihr Volk verstehe das? Nebenbei: Wie schön klänge statt des zungenbrecherischen Wortes „Meteorologische Zentralanstalt“ der Name „Landeswetterwarte“. Sechs Silben statt elf, und dabei so urchig, heimelig, demokratisch!

Weiteres von der Achse. (zu Nr. 3/4)

In einer Rede bezeichnete Göring (I. N. 3. 3. 12. 8. 38) „die Achse Rom-Berlin als den eisernen Angelpunkt und die stete Basis der Politik der beiden Länder“. Etwas viel verlangt von einer Achse! Darunter verstehen wir sonst immer eine Linie, um die sich etwas dreht, sei es das Himmelsgewölbe oder die Erde oder ein Wagenrad. Görings Achse aber ist ein Punkt, ein eiserner Angelpunkt. Sonderbare Geometrie! Sie ist aber auch noch eine Basis. Eine Basis sollte festliegen; eine Basis, um die sich etwas dreht, scheint nicht ganz zuverlässig. Wir denken an den berühmten „Zahn der Zeit, der schon so manche Wunde geheilt und schon so viele Tränen getrocknet hat und deshalb auch über einem Grabe Gras wachsen lassen wird“. Mit andern Worten: Gutes Beispiel für eine Phrase.